

Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau.

Gymnasium.

Drei Festreden

gehalten am

Sedantage 1889, 1890, 1891.

Von

F. Sander.

Beilage zum Jahresberichte über das Schuljahr 1891/92



abu  
8

(1892)

Bunzlau 1892.

C. A. Voigt's Buchdruckerei (G. Wolf).



Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bielefeld  
Gymnasium

# Drei Festreden

Sedantage 1889, 1890, 1891

F. Sander



Bielefeld 1892

## I. Habere eripitur, habuisse nunquam.

Festrede am 2. September 1889.

Eheu fugaces — labuntur anni! — Ach, wie so flüchtig rinnet doch Jahr um Jahr! — Noch ein Umlauf des raschen Zeitenrades, und zwei Jahrzehnte trennen uns von den grossen Siegen des Jahres 1870. Schon schlummert mancher, der einst im Lorbeerschmucke heimkehrte oder von ehrenvollen Wunden noch nachher genas, nun mit den gefallenen Helden jener blutigen Zeit. Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, und sein ritterlicher Sohn Friedrich sind längst heimgegangen. Noch schaut das dankbare Deutschland stolz auf des grossen Kaisers verdiente Ratgeber, den Kanzler und den Feldherrn. Wie lange? Dann gehört Sedan unwiderrufflich der Vergangenheit an. Eheu fugaces labuntur anni!

Aber nicht dieser Gedanke, nicht die Wehmut, die er weckt, dürfen unser heutiges Fest beherrschen. Jene so natürliche Trauer um die edeln Opfer des ruhmvollen Krieges, die immer und in der frischen Erinnerung am stärksten mit anklang, wenn wir den zweiten September feierten, linderte allmählich die heilende Zeit. Dieses Bedauern müsste mit der Zeit immer stärker und endlich der festlichen Erhebung gefährlich werden.

Der Klage des römischen Dichters Horaz über die Flüchtigkeit der Jahre, die vielleicht bei manchem, wenigstens unter uns Aelteren, Widerhall gefunden, setze ich ein Trostwort des römischen Weisen Seneca entgegen, das, wie so mancher seiner Aussprüche, auch unter Christen gehört zu werden verdient. Er schreibt dem Freunde Lucilius: „Was finden wir an Hilfe gegen diese Verluste, die uns betreffen? Dies, das Verlorene im Gedächtnisse zu halten und nicht mit ihm zugleich die Frucht fahren zu lassen, die wir daraus zogen. Habere eripitur, habuisse nunquam! d. i. Haben wird entrissen, Gehabthaben niemals!“ Wir deuten dieses „Habere eripitur, habuisse nunquam!“ auf gewichtige That-sachen der vaterländischen Geschichte; da heisst es: Erst muss ein erhebendes Erlebnis der Vergangenheit anheimfallen, um wahrhaft und unverlierbar der Volksseele zu eigen zu werden! Nicht das ist das Richtige, an die entschwindende Gegenwart mit Wehmut und Sehnsucht sich zu klammern, sondern darauf kömmt es an, als geistiges, inneres Besitztum das Vergangene immer frisch zu erhalten und immer wieder neu zu schaffen!

Ein Gedanke, wohl wert, bei ihm in dieser Feierstunde sinnend zu weilen und ihn nach seinen verschiedenen natürlichen Richtungen zu verfolgen! Aber es geschehe heute in einem Spiegelbilde aus alter Zeit! Wer vermag, selbst mitschwimmend im grossen Strome des gegenwärtigen Lebens, betrachtend zugleich über dieses sich zu erheben und in kurzer Rede seinen unabsehbaren Inhalt zu deuten! Leichter überschaut der lebendige Zusammen-

hang der Dinge sich in einem abgeschlossenen Drama, im Leben der alten Welt, das, durch tausend Fäden mit der Gegenwart verknüpft, ebenso klar gesondert wie wohlverständlich und lehrreich vor uns liegt.

Als den höchsten und edelsten Ruhm der alten Griechen und namentlich der Athener sieht die Geschichte ihres Geistes reiche, fruchtbare Blüte in Kunst und Wissenschaft an. Aber auch sie hatten ihren kriegerischen Ruhm, ihre unvergesslichen Grossthaten. Ein Plutarch von Chaironeia konnte die Frage aufwerfen, ob der Athener Name in jener oder in dieser Hinsicht heller strahlte, und sie zugunsten des kriegerischen Ruhmes beantworten. Merkwürdig, dass auch im alten Athen ein Herbsttag das Gedenkfest der Perserkriege, vorzüglich des Kampfes bei Marathon, war und, wie bei uns, nicht eigentlich der Jahrestag des Kampfes. Dieser selbst fand nach Herodot am 16. oder 17. Metageitnion, d. i. am 11. oder 12. September, die Gedächtnisfeier nach Plutarch am 6. Boëdromion oder 21. September statt. Da auch die gleichzeitigen Schlachten bei Mykale und Plataiai auf den 3., die Seeschlacht bei Salamis wahrscheinlich auf den 20. dieses Herbstmondes Boëdromion fielen, so galt in Athen, ganz wie bei uns, der Herbst als besonders geheiligt durch das Gedächtnis der väterlichen Grossthaten. Da war auch der Athener, der Hellenen Leipzig und Sedan.

Beachten wir, wie diese einzelnen Ereignisse durch die Art ihres Nachwirkens im geistigen Leben des Volkes zu dessen unverlierbarem und wertvollem Eigentume wurden, so fällt billig unser Blick zuerst auf die Geschichtschreibung, in der die Hellenen aller anderen Meister und Lehrer geworden und in gewissem Sinne noch heute sind. Hat doch die Geschichte recht eigentlich und unmittelbar die Aufgabe, was geschehen und vergangen ist, fest- und der Nachwelt gegenwärtig zu erhalten. Da finden wir nun das Merkwürdige, dass die Geschichtschreibung der Griechen überhaupt erst unter dem gewaltigen Eindrucke der Perserkriege zu bewusstem Leben erwacht ist. Wohl gab es auch zuvor an hundert Orten im Bereiche der griechischen Zunge Berichte aus der Vorzeit, die Ursprung und Wachstum einzelner Städte oder Geschlechter darstellten. Aus dem Nebel der dichtenden, wunder-süchtigen Sage hatten sich diese Berichte allmählich zu hellerer Deutlichkeit und Zuverlässigkeit emporgerungen. Aber noch boten sie kaum dem einzelnen Stamme, geschweige dem ganzen Volke der Hellenen das dar, was alle späteren Geschlechter unter beglaubigter und sorgfältig festgestellter Geschichte verstanden haben. Bausteine zur Geschichte waren hier und da aufgehäuft; aber des Baumeisters harrten sie bis tief ins fünfte Jahrhundert vor Christo vergeblich, der es verstünde, sie kunstgerecht zu behauen und zum Ganzen ineinander zu fügen. — Wer kennt nicht den Namen des Herodotos von Halikarnassos, durch dessen grosses Geschichtswerk mit einem Schlage diese neue Wissenschaft und Kunst der Historie ins Leben trat? Dankbar verehrten ihn schon die Alten nach Ciceros Zeugnis als Vater der Geschichte; in frommer Scheu vor dem göttlichen Hauche, der ihn belebt und zu so Grosse befähigt hatte, teilte man sein Werk in neun Bücher, die man nach den göttlichen Pflegerinnen der edlen Wissenschaften und Künste, den Musen benannte. Fragen wir aber nach dem natürlichen Zusammenhange und nach dem inneren Grunde, worauf es beruht, dass der viel-gereiste Beobachter und Sammler etwas ganz anderes zu werden und zu leisten vermochte als die Geschichtschreiber vor ihm, so hat eben der feste Standpunkt der Beobachtung und Beurteilung, den ihm die Grossthaten seines Volkes in den Perserkriegen angewiesen hatten, ihn so hoch über alle Vorgänger hinausgehoben. In die warme, lebendige Schilderung des ersten und des zweiten Perserkrieges läuft das ganze Werk aus. Ob dieser Teil zuerst unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse entstanden sei, wie manche vermeinen; ob dieser es war, den der in Athen heimisch gewordene Dorer am Feste der Panathenaien

öffentlich vorlesen durfte, und wofür er von dem Rate der Fünfhundert eine glänzende Ehrengabe erhielt, was wahrscheinlich klingt: soviel ist gewiss, das Werk, wie es vorliegt, wird ganz und gar von dem Gesichtspunkte der Perserkriege beherrscht. Dass der Menschen Thaten nicht entschwinden durch die Zeit, will er nach den einleitenden Worten durch seinen Bericht bewirken; zuvörderst aber will er für alle Zeiten feststellen, um welcher Ursache willen Hellenen und Barbaren in die unversöhnliche Feindschaft geraten sind, die noch eben wieder einen neuen weltbewegenden Streit erregt hat. Der noch heute nachwirkende Gegensatz zwischen Asien und Europa, Abend- und Morgenland ist der Grundgedanke schon dieser ersten Weltgeschichte; und wenn — nach Goethe — Analysis und Synthesis, das wechselnde Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besondern und umgekehrt, vom Umfange zum Mittelpunkt und zurück die belebenden Atemzüge der Wissenschaft ausmacht, so beweist sich trotz allem Kindlichen, Seltsamen und Unfertigen, das seiner Schrift anhaftet, gleich der erste Geschichtschreiber darin als Meister seiner Wissenschaft, wie er die Masse des Stoffes, die seine Wissensbegier aufgehäuft hatte, unter einen leitenden Gesichtspunkt zu zwingen verstand, ohne dem Einzelnen, ohne dem Fremden und selbst dem Feinde seine unbefangene Teilnahme und Würdigung zu versagen. Glückliches Hellas, von dessen schönster Heldenzeit ein solches Denkmal, wahrhaft aere perennius, dauernder als Erz und Stein, Zeugnis giebt! Doch mit reiner Freude und mit neidloser Bewunderung dürfen wir darauf hinblicken. Auch bei uns ist die Arbeit der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber in frischem Zuge. Schon die erste preussisch-deutsche Erhebung im Beginne des Jahrhunderts mit ihren Nachwirkungen hatte ihr neuen Aufschwung und eine gesunde Richtung auf die Vergangenheit des eigenen Volkes gegeben, zu der alles andere, nicht in ruhmredige Unterordnung, aber in gesunde, wahrheitsgetreue Beziehung gesetzt ward. Täuscht nicht alles, so ist auch hierin mit der erlangten Einigung der Deutschen unter Preussens rückhaltlos anerkannter Führung ein neuer wichtiger Fortschritt geschehen. Wie einst Cäsar seine Feldzüge selbst beschrieb, so ist — den gesteigerten Anforderungen der Zeit und der Sache gemäss freilich in ganz anderem Umfange — die Geschichte der letzten Kriege unter den Augen des grossen Schlachten-denkers selbst dargestellt; und nicht minder ist mittelbar die Erforschung der eigenen Geschichte, wie der unserer Nachbarn, neu angeregt worden. So tief ist das Vergangene in die Bücher der deutschen Geschichte eingegraben, zumal, was wir in der grossen Heldenzeit von 1870 und 71 erlebten, dass es sicherlich keiner Zukunft entrissen wird. Halten wir selbst nur es fest und flossen der nachwachsenden Jugend die rechte, warme Begeisterung für Suchen und Ringen, für Opfer und Thaten der Väter ein, so wird, was nach dem äusseren Masse der Zeit uns fern und ferner rückt, nur um so mehr als unvergängliches und stets lebendig gegenwärtiges Kleinod auch uns sich bewähren.

Unvergesslich — in der forschenden Erinnerung und, — so meine ich es —, lebendig gegenwärtig vor dem inneren Auge der stets neu schaffenden Phantasie. Denn das gehört zusammen: Wissenschaft und Kunst, zergliedernde Forschung und neuschaffende Dichtung. Schon die Geschichte selbst kann zur farbenschönen, lebensvollen Darstellung ihres Gegenstandes der kunstreichen Mitthätigkeit der Phantasie nicht entbehren. Aber, wo der Geist eines Volkes in seiner Tiefe ergriffen ist, da will diese Kraft nicht bloss dienen und handlangern, sondern selbst herrschen und schaffen! Vollauf bewährt sich das in Hellas und vor allem in dessen geistigem Vorort Athen während des Menschenalters, das auf die Siege von Marathon und Salamis folgte. Im erzählenden Heldengedichte der Urzeit fielen ehemals Geschichte und Dichtung noch ungeschieden in eins. Mit dem allmählichen Erwachen des geschichtlichen Sinnes bildete sich auch eine selbständige Dichtkunst heraus, zunächst lyrischer Art.

Sprüche der Weisheit und sinnige Betrachtung des menschlichen Lebens, Liebesleid und -Lust oder strafender Spott über die Thorheit der Menschen bildeten neben dem Preise der Götter ihren Inhalt; auch Lob und Gruss für die Sieger in den grossen Wettspielen erscholl aus dem Munde gottbegnadeter Sänger. Ganz neuen Inhalt brachte nun die erhebende Zeit der athenischen Siege. Da lernte ein Simonides von Keos noch als Greis seine vielgewandte, leichtgeschürzte Leier auf eine höhere Tonart stimmen und die Thaten von Marathon, von Thermopylai, von Salamis als die herrlichsten in aller Welt preisen, die Denkmäler der gefallenen Helden wie die Heiligtümer der rettenden Götter mit jenen bekannten Inschriften versehen, die noch heute in ihrer schlichten Wahrheit jedes Herz ergreifen und rühren. Da überwand der Thebaner Pindaros die Abneigung gegen die anspruchsvollen Nachbarn, die er bis dahin mit seinen Landsleuten teilte, und fand in Athen eine neue geistige Heimat. Mochten die Thebaner verblindet sich den Persern zuwenden und noch nach dem Siege dessen Verherrlichung verbieten: der gerade redliche Sinn Pindars liess ihn erkennen und bekennen, dass Athen des ganzen Hellas feste Mauer und Säule war. Edler Wetteifer erhob sich zwischen Einheimischen und Fremdlingen, wer vermöchte, am würdigsten Siege und Sieger zu erheben, die Hellas von den Barbaren gerettet, Europa vor der Knechtschaft Asiens bewahrt hatten! —

Doch nicht nur neuen, grösseren Inhalt für alte Kunstformen bot die Zeit, sie liess auch eine ganz neue Art der Dichtung in lichter Schönheit aufblühen, die alle ihre bisherigen Formen (erzählende, betrachtende, empfindsame, strafende) in sich vereinte und fortan die höchste Freude und ein köstlicher Trost für alle Völker und Zeiten werden sollte. Bis dahin gab es keine dramatische Dichtung im höheren Sinne des Wortes, wenn gleich schon länger in die Chorgesänge bei den Dionysosfesten kürzere Wechselreden des Chorführers mit einem Schauspieler eingelegt waren. Damals blühte das Drama rasch zur Vollendung empor, und kein blinder Zufall war es, wenn von den drei anerkannten Hauptern der attischen Tragödie Aischylos ein Mitkämpfer von Marathon und Salamis war, Sophokles als Jüngling bei der Siegesfeier auf Salamis im Chore tanzte und Euripides infolge der Auswanderung auf Salamis während der Kämpfe das Licht erblickte. Hin und her in den aufbehaltenen Stücken wenigstens der beiden älteren Dramatiker begegnet uns der Widerhall jener patriotisch erregten Zeit. Die Athener verstanden wohl, dass ihnen mehr geboten ward als alte Mythen und Märchen, wenn ihnen Sophokles die Aiakiden von Salamis, Telamon, Aias und Teukros, wiedererweckte, die der fromme Glaube als die vornehmsten Nothelfer in dem Seesiege bei ihrer Insel verehrte, oder wenn er den sterbenden Oidipus über das entartete Theben Fluch, Segen über Athen, die Burg des Rechtes und der Gastfreundschaft, aussprechen liess. Vielleicht ging — nach den Angaben der Alten — das Volk manchmal über die Absicht der Dichter in der Beziehung ihrer Worte auf die Gegenwart hinaus, wie wenn die Tausende von Zuschauern gleich einem Manne sich erhoben und auf Aristeides den Gerechten schauten, als in Aischylos' Sieben gegen Theben vom Amphiaraos gesagt wurde: „Kein Zeichen führt er im Schilde, denn nicht scheinen will er der Beste, sondern sein, erntend im Geiste aus tiefer Furche, daraus edler Rat erspriesst. Ihm rate ich kluge und tüchtige Kämpfer gegenüberzustellen; ein schlimmer Widersacher ist, wer Gott fürchtet!“ Aber es blieb nicht bei solchen einzelnen Anspielungen oder Anwendungen; vielmehr sah jene grosse Zeit sofort mit dem Drama überhaupt auch das geschichtliche Drama entstehen, dessen Urbild wir noch heute in den Persern des Aischylos vor uns haben. Der Gedanke selbst, die jüngste Geschichte auf der Bühne darzustellen, welche die Welt bedeutet, ist nicht ursprüngliches Eigentum des grossen Dichters, der anfangs nur in dithyrambischen Festgesängen nach Art seines Freundes Pindar die vater-

ländische Begeisterung ausströmte. Ein älterer Kunstgenoss, Phrynichos, den er mit sich fortgerissen hatte auf die neue Bahn der selbständigen dramatischen Kunst, hatte zuerst unternommen, in den Phoinissen der Zeit den Spiegel vorzuhalten, und von ihm stammt auch der glückliche Einfall, sich nicht unmittelbar an das zu wagen, was alle seine Zuschauer selbst erlebt und geschaut hatten, und was ihnen darum keine darstellende Kunst würdig abzubilden vermochte, sondern den Eindruck vorzuführen, welchen die unerwartete Wendung des gewaltigen Krieges in Persis, dem Vaterlande der Besiegten, hervorgebracht hatte. Aber von diesen allgemeinen Umrissen abgesehen, war der Gang, den Aischylos einschlug, ein ganz selbständiger. Soweit wir aus den Andeutungen der Alten über das verlorene Stück des Phrynichos urteilen können, war es mehr ein Klagelied der Perser über die Niederlage als Seitenstück zu den hellenischen Triumphgesängen, denn ein Trauerspiel voll Leben und Handlung, wie das grosse Gedicht des Aischylos. Wir können dies hier in seinem ganzen Verlaufe nicht verfolgen. Ihren Gipfel erreicht die Handlung mit dem Auftreten eines Boten in Susa, welcher des Xerxes ehrwürdiger Mutter Atossa als Augenzeuge die Schlacht von Salamis schildert. Bezaubernd für das Ohr der Athener, ist dieser Bericht noch heute ein bewundertes Vorbild dichterischer und rednerischer Kunst. Grossartig wie das Werk war der Erfolg. Wie der Dichter — dürfen wir der alten Angabe trauen — noch bei Lebzeiten auf Sizilien vor Hieron von Syrakus das Stück zur erneuten Aufführung bringen durfte, so lebte es auch nach seinem Tode in Athen weiter, um noch in diesem Jahre an der Stätte seiner Geburt eine festliche Wiedergeburt zu feiern: in der Bearbeitung eines deutschen Fürstensonnes und zum Willkomm einer deutschen Kaisertochter als künftiger Königin der Hellenen.

Mit und in dem Drama des Dichters lebt die grosse Zeit fort, die es widerspiegelt. Ist's nicht wie ein Motto für dies grosse Dichtwerk, was Seneca sagt: *Habuisse nunquam eripitur?* Das bewusst Erlebte wird nie entrissen? Gewiss! ein treffendes und ermutigendes Beispiel dafür, dass die Thaten der Helden, mit dem Griffel der Dichtkunst eingezeichnet und so aufgenommen in eine empfängliche Volksseele, dieser nie entswinden, sondern in ewiger Jugend und Schönheit fortleben. So wird, will's Gott, auch unserem Volke die grosse Zeit nicht verloren gehen, die uns äusserlich fern und ferner rückt, sondern unter ihm fortleben in Sang und Klang, so lange es noch Deutsche in der Welt giebt. Die Anfänge erleben wir noch, wenn, aus dem Munde der Jugend, gesungen und gesagt, die vaterländischen Lieder zur frohen Festfeier erschallen als ebenso viele Gelübde der Treue an Kaiser und Reich, an König und Vaterland. Die Vollendung werden spätere Geschlechter schauen; und wenn der Sedantag mit seinen heiligen Erinnerungen einst seinen Aischylos findet, so wird dieser sich nicht scheuen, die hohen Namen zu nennen und die hehren Gestalten persönlich vorzuführen, in denen uns der Segen jener Tage verkörpert ist.

Dieser scheinbar geringfügige Zug führt uns an die Grenze, wo der Vergleich des Zeitabschnittes, den wir jetzt durchleben, mit dem Menschenalter nach den Perserkriegen in Athen und Hellas überhaupt sein Recht verliert. Wie herrlich musste sich das Geschick der Hellenen gestalten, hätte wirklich ihr Volksleben der Sonnenglanz jener Tage so völlig durchdrungen und verklärt, wie es anfangs den Anschein hatte. Aber nicht bloss in die Jahrbücher der Geschichte, nicht bloss in die Weisen der Dichtung müssen solche Gnadengaben aufgenommen werden, um dauernd lebendig und kräftig zu bleiben, sondern vor allem in das innerste Heiligtum ernster, frommer Gesinnung.

Daran nun fehlte es leider im alten Griechenland! Die herrlichen Siege über die Perser vermochten nicht den Hader der Städte und Stämme zu löschen. Gerade, um diesen Hader nicht zu schüren und den Neid der Landsleute nicht zu wecken, vermeidet Aischylos

mit kluger Vorsicht, irgend einen Namen griechischer Stämme oder Männer in seinem Schlachtberichte zu nennen. Umsonst! Fünfzig Jahre nach der Schlacht bei Salamis plünderten die Spartaner das Gebiet Athens. Der dreissigjährige peloponnesische Krieg hatte begonnen, in dem die junge Weltmacht der Griechen für immer zu grunde ging. Die gewichtigste Lehre der Perserkriege, das: Seid einig! war nicht beherzigt. Zwar wäre es unbillig, zu übersehen, dass auch nach Thermopylai und Salamis erhebende Beispiele eines aufopfernden Patriotismus in Hellas zahlreich vorkommen. Nicht ganz war der alte, schon im Homer wurzelnde Name der Panachaier und Panhellenen verblasst und vergessen. Mit Stolz sonderten die Hellenen überall von den Barbaren sich ab und hielten in der Fremde den Fremden gegenüber zusammen. Allein zu dem Begriffe eines gemeinsamen Vaterlandes, dem des Herzens edelste Gefühle zu gelten hätten, einer Volksgemeinde, der als Glieder die einzelnen Stämme und Städte dienten, haben die alten Griechen es nicht gebracht; und das war ihr Verderben. Wie hoch haben wir es dem gegenüber anzuerkennen, dass unser Heldenjahr 1870 und 1871 das endliche glückliche Ende des deutschen Stammeshaders bedeutet! Durch keinen Misston der Zwietracht gestört, die erste glänzend bestandene Probe kaum hergestellter Eintracht, war dieser dem deutschen Volke mutwillig aufgenötigte Krieg so recht geeignet, das deutsche Reich wieder aufzurichten, das ehemals den inneren Spaltungen der Nation erlegen war; und über alles Bitten und Verstehen hat sich bisher seine Nachwirkung in dieser Hinsicht bewährt. Das Alte ist verschwunden; siehe, es ist alles neu geworden! Das Bild des greisen Kaisers Wilhelm denken wir uns am liebsten umgeben von den Gestalten der deutschen Fürsten; und wenn irgend etwas tröstlich und beruhigend für das deutsche Volk in dem Jahre der Trauer war, das so frisch noch hinter uns liegt, so war es dies, dass sämtliche deutsche Fürsten der ersten, würdigen Feier Zeugen sein wollten, in der unser jugendfrischer Kaiser Wilhelm sich feierlich zu den grossen Überlieferungen seines Vaters und seines Grossvaters bekannte. Dass nur diese edle, köstliche Frucht jener opferreichen Saat von 1870 erhalten werde; dann kann ein jüngeres Geschlecht dereinst auch den letzten lorbeergeschmückten Helden von 1870 mit Wehmut zwar, aber doch mit dem erhebenden Bewusstsein zur Ruhe geleiten: auch mit ihm geht dieses grosse Jahr dem deutschen Volke nicht verloren!

Indes, Einigkeit ist nur ein leerer Begriff, wenn man nicht hell und klar erkennt, worin man einig sein will und muss! — Das war es, woran auch unter den Hellenen in dem entscheidenden Jahrhundert ihrer Geschichte die Einigkeit, oft erstrebt und oft gepredigt von edleren Geistern, immer wieder scheiterte. Was ihnen fehlte, das ist uns in reichem Masse zu teil geworden. Was über allem Kriegeruhm, über dem Glanze der Wissenschaft und Kunst steht als der Vorzeit heiligstes und teuerstes Erbe: wir kennen es alle, die fromme Sitte, der feste Glaube und die schlichte Treue unserer Väter. Nach der Schlacht bei Marathon führten die Athener den Dienst des bockfüssigen arkadischen Waldgottes Pan in ihr Gebiet ein, der, wie man meinte, die Perser erschreckt hatte. Zum Danke für den Sieg bei Salamis wurden Telamon, Aias, Teukros, des Eilandes sagenberühmte Könige aus dem Hause des Aiakos, als Heroen in Athen verehrt. Darin erkennen wir die gewissenhafte, aber ängstliche und unklare Gottesfurcht der Athener, wie sie der Apostel Jesu in seiner gewaltigen Rede auf dem Areopage fünfhundert Jahre später rühmte. Was konnten solche Nothelfer nützen! Sie mussten vor der aufklärenden Kritik des sophistischen Zeitalters in Luft zerrieben. Unsere Väter bekehrten einst in den Tagen der Niederlage und der Erhebung sich zu dem lebendigen Gotte, dessen Heiligkeit und dessen Gnade ihnen, wie Ernst Moritz Arndt singt, in den Wettern des Kampfes neu aufgegangen war; und uns selbst hat kein Geringerer als der greise Zeuge jener Tage und Sieger in diesen neuen Schlachten, Wilhelm I., das Wort zugerufen,

das immerdar als die schlichteste und tiefste Predigt für den Tag von Sedan im deutschen Volke fortklingen wird: Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Fern sei jede Überhebung über andere, denen nicht in gleicher Klarheit Gottes Macht und Gnade geoffenbart ist; mit demütigem Danke aber sei anerkannt und immer wieder verkündet: Gott war mit uns und ist mit uns! Eins und einig im Aufblick zu ihm waren die Väter stark und freudig zum Kampfe; eins im treuen Glauben an seine Gnade werden auch die Söhne, wenn die Forderung an sie herantritt, Thaten thun ihrer Ahnen wert! — Wie? sollte ein neunzehnjähriger Friede, o Welch' ein köstlich Geschenk des Himmels! uns diese wichtigste Erkenntnis verdunkeln, diesen Dank erkälten, diesen Glauben erschüttern können? Vernähmen wir nicht, wie auch in dieser Friedenszeit immer die Gefahr von aussen und mancher schwere Schade im Innern warnt und mahnt zum rechten, frommen, sittlichen Ernst, zur treuen Wachsamkeit im Dienste des Vaterlandes: so muss und wird uns doch jeder Blick auf die Kämpfe, denen wir diesen Frieden danken, erinnern, wo wir die wahren und tiefsten Wurzeln unserer Kraft zu suchen haben.

Das sicherste Pfand für die bleibende Segenskraft der grossen Erlebnisse unseres Volkes ist dies, sie zu beziehen auf den innersten Quell alles Gedeihens und aller nationalen Erfolge. Die edelste Blüte und der Gipfel auch unserer heutigen Feier sei darum das erneute Gelübde des unentwegten Festhaltens an der frommen Treue gegen den Gott unserer Väter, gegen Kaiser und Reich, gegen König und Vaterland und das brünstige Gebet, dass der Höchste auch ferner und immerfort dies edelste Erbe unseres Volkes aus vergangenen, aber unvergessenen und unvergesslichen Tagen in Frieden erhalten und, wo es sein muss, gegen der Feinde Trutz beschützen wolle!

Wohl schwinden die Jahre in rascher Flucht. Wie den Träumenden ist uns, den Zeugen jener grossen Kämpfe und Siege, wenn wir nun schon auf sie wie auf andere Thatsachen der Geschichte über einen langen Zeitraum voll buntwechselnder Ereignisse zurückblicken. Die Gegenwart flieht: habere eripitur. Aber: habuisse nunquam eripitur; die grosse Vergangenheit bleibt uns! Lassen nur wir sie nicht aus den Augen, aus dem Herzen; und ihr Segen blüht immer jung und frisch; frisch und jung immer bleibt die Begeisterung, mit der in jeder deutschen Brust heut und allezeit, wie damals, der festliche Ruf anklingt: Gott segne das Vaterland! Gott schütze den Kaiser!

## II. Diadochen und Epigonen.

Festrede am 2. September 1890.

An einen lichten Ehrentag der deutschen Geschichte gemahnt uns die heutige Feier. Schon der Name dieses Sedanfestes lässt darüber keinen Zweifel; und doch deutet er als Bezeichnung des zweiten Septembers zugleich darauf hin, dass wir nicht ausschliesslich heute der grossen, siegreichen Schlacht bei Sedan gedenken sollen, wofür der erste dieses Monats treffender gewählt wäre, sondern dass wir sie im Zusammenhange mit dem, was voraufging und nachfolgte, gleichsam als den Mittel- und Brennpunkt des grossen Jahres 1870 aufzufassen haben. Ja selbst darauf kann, einmal auf so hohe Warte erhoben, der Blick sich nicht einschränken! Vorbereitet durch die Kämpfe von 1864 und 1866, zumteil unter schmerzlichen Wehen des Vaterlandes, wie durch die stille Arbeit der zwischenliegenden Friedensjahre, ist die reife Frucht des Jahres 1870 geerntet im Jahre 1871 durch die glückliche Urstend und in den folgenden Jahren durch den gedeihlichen Ausbau des deutschen Reiches.

Ist doch auch das Hohe und Herrliche, dessen wir am 2. September dankbar gedenken, mühevoll und gesegnetes Werk eines ganzen Zeitalters, einer ganzen Generation von Helden und Staatsmännern, die im Jahre 1870 ihren zeitlichen Höhepunkt fand, in Wilhelm I., dem Siegreichen und Ehrwürdigen, ihr lebendiges Haupt verehrte. Als Dankfest für dies verdiente Geschlecht ist der Sedantag immer in deutschen Landen aufgefasst und begangen; unwillkürlich wandte jede Festgemeinde an ihm das Antlitz zum Kaiserthron, solange noch des königlichen Siegers von Sedan greise Heldengestalt ihn zierte, umgeben von den Feldherren und Staatsmännern des Jahres 1870. Aber — wo ist nun dieses Geschlecht? Kaiser Wilhelms rastlose Kraft ist doch zuletzt gebrochen. Kurz nach ihm sank, von schwerem Leid überwältigt, sein ritterlicher Sohn dahin. Wie sind schon die Reihen ihrer Paladine und Ratgeber gelichtet! Bald neunzigjährig pflegt der grosse Feldherr der Ruhe; auch der grosse Kanzler hat den Stuhl einer jüngeren Kraft geräumt! Ein Nachkomme sitzt auf Wilhelms I. Throne, Nachfolger jener grossen Männer umgeben ihn.

Wir sind in ein Zeitalter der Nachfolger und Nachkommen herübergetreten und kommen immer tiefer hinein mit jedem Jahre. Wie — eine Zeit der Diadochen und Epigonen, in der wir leben? Jüngst hörte ich unsere Zeit so nennen; und wirklich: es ist nicht anders. Das Geschlecht von 1870 ist im Absterben begriffen. Bald werden wir, denen vergönnt war, damals in der Fülle männlicher Jugend dem Rufe Wilhelms I. über den Rhein zu folgen, als vereinzelte Zeugen einer entschwundenen Zeit dastehen. Eine neue Generation wächst heran und steht schon teilweise in männlicher Blüte. Sollen wir vor dieser

Thatsache erschrecken? sie mit schönfärbender Darstellung verhüllen? vor der richtigen Bezeichnung unseres Zeitalters zurückbeben? — oder lieber auch diesem Unvermeidlichen klar ins Antlitz blicken, um es zu verstehen und für uns daraus zu lernen? Ich wähle dieses und lade die versammelten Festgenossen ein, mit mir in der gegenwärtigen patriotischen Weihestunde dem Gedanken nachzugehen, dass wir — zwei Jahrzehnte nach Deutschlands herrlicher Wiedergeburt — nun wirklich in einer Zeit der Diadochen und Epigonen leben.

Freilich hat dieser Gedanke sein Erschreckendes — oder wenigstens sein Ernstes und Warnendes. Der Name der Diadochen — *διάδοχοι*, Nachfolger, — ist gebräuchlich als Überschrift eines der unerfreulichsten Kapitel in der Geschichte der alten griechischen Welt. Die kritische Forschung verweist es ins Gebiet der Sage, dass Alexander der Grosse sterbend sein ungeheures Reich dem Würdigsten seiner Feldherrn vermacht haben soll. Wie so oft, spiegelt doch die Sage in der Hauptsache auch diesmal die geschichtliche Wirklichkeit wieder. Keiner unter den Führern seiner Heere besass den Geist und die Kraft des grossen Eroberers; aber jeder wollte, sei's im ganzen Umfange seines Reiches, sei's in den engeren Grenzen einzelner Länder und Gebiete, Alexanders Nachfolger sein. So entstand eine Zeit wirrer Kriege, — fast möchte man sagen: aller gegen alle. Wie immer sank mit dem Streite der Mächtigen auch die Tugend der Bürger. In jener Zeit nahm Demosthenes, Athens bester Sohn, Gift, um den Schergen des Antipatros zu entgehen; damals setzte der wankelmütige Sinn seiner Landsleute dem Phalereer Demetrios sovieler marmorne und eherner Standbilder, wie das Jahr Tage hat, um wenig später seinem gleichnamigen Gegner, dem Belagerer Demetrios, zuzujubeln. Erst spät erhoben sich aus diesen Wirren die hellenistischen Reiche des Ostens, in denen der griechische Geist noch eine versöhnende Nachblüte treiben durfte. Von daher hat der Name der Diadochen sich erhalten und seinen bitteren Beigeschmack nicht wieder verloren. Auch hat das Schauspiel oft genug sich wiederholt, dass eines grossen Herrschers Nachfolger unfähig waren, dessen Reich zusammen- und auf seiner Höhe zu erhalten! Wie ging es im römischen Reiche drunter und drüber nach Cäsars Tode! Ein anderes Zeitalter der Diadochen im schlimmsten Sinne dieses Wortes brach damals über das römische Reich herein, wie ehemals über das makedonische; nur darin glücklicher, dass der Würdige unter ihnen sich fand und nach einem reichlichen Jahrzehnt der Wirren und Kriege den Ländern um das Mittelmeer Frieden und Ruhe zurückgab. — Mit gerechtem Stolze erfüllte die gesamte germanische Welt das glänzende Walten des Ostgoten Theoderich, der als Dietrich von Bern noch in der späten Sage fortlebt. Er erschien der Mitwelt als der natürliche Erbe des weströmischen Reiches; aber seiner Nachfolger schwache Hände vermochten nicht, die Zügel zu halten, die der grosse König sterbend ihnen hinterliess. Das Einzige, worin sie ihrer Väter wert sich zeigen konnten, war dies, dass sie mit ihrem Volke ehrenvoll zu sterben wussten. — Wer steht erhabener und riesenhafter da in der Geschichte der Weltreiche als Karl der Grosse, und wie traurig zerfiel sein mächtiges Reich schon unter den nächsten Nachfolgern! Hundert Jahre nach der Blütezeit des grossen Ahnen konnten die hadernden Karolinger nicht einmal der seeräuberischen Nordgermanen sich mehr erwehren, welche der gesamten abendländisch-christlichen Kultur den Untergang drohten. — Ja, dass wir nicht unnütz Beispiel auf Beispiel häufen und dabei das Nächstliegende übersehen: war es nicht der Nachfolger Friedrichs des Grossen verzeihlicher, aber verhängnisvoller Fehler, eingekullt durch die Zuversicht auf seinen Ruhm und seine Erbschaft, sich über ihre Kraft zu täuschen und die ererbte Macht — gottlob nur zeitweilig — einzubüssen?

Kaum minder bedenklich das andere der gegebenen Stichwörter. Wie die Geschichte der Alten von Diadochen, so redet die Sage von Epigonen, Nachgeborenen oder Nach-

kommen. Zum Eigennamen ward dies Wort für das jüngere Geschlecht der Kämpfer um die siebenthorige boiotische Thebe. Geworben von Polyneikes, des unglücklichen Oidipus vertriebenem Sohne, zogen mit ihm einst sechs argeiische Helden gegen seine Vaterstadt unter König Adrastos als Führer. Das Weitere ist aus den Tragödien des Aischylos und des Sophokles bekannt. Schon war die Mauer erstiegen, als lästerlicher Uebermut von der einen, patriotischer Opfertod von der anderen Seite das Blatt zum Verderben der Sieben wandte. Zehn oder zwanzig Jahre später verbanden die Söhne der Gefallenen, eben die Epigonen (*ἐπίγονοι*), sich zu einem Rachezuge gegen die boiotische Hauptstadt. Selten genannt sind diese jüngeren Helden; nur Diomedes, Tydeus' Sohn, und Sthenelos, Sohn des Kapaneus, seinen Wagenlenker, kennt man aus der Homerischen Ilias. Früh floss jene thebaisch-argolische Sage vom Epigonenkriege zusammen mit einer Lebensansicht, die von Homer und Hesiod aus im griechischen Altertume sich verbreitete, aber auch in den ältesten Teilen der heiligen Schrift schon verwandte Anklänge findet. „Wenig und böse“, antwortet der Erzvater Jakob dem fragenden Pharao: „wenig und böse ist die Zeit meines Lebens und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt!“ Im gleichen Tone liebt der greise König von Pylos, der reisige Nestor, von seiner Lebenszeit zu reden und die Sterblichen, wie sie nun im dritten seiner Menschenalter waren, an Kraft und Tüchtigkeit und Tugend weit den rüstigen Genossen seiner Jugend nachzustellen. Hesiodos in seinen Tagen und Werken spinnt diesen Gedanken weiter aus und lässt auf das Geschlecht der Heroen, von deren Grossthaten Sage und Lied widerhallen, die gesunkene Menschheit seiner eisernen Zeit folgen, in deren Mitte leben zu müssen er als hartes Geschick beklagt. So haftete seither dem Begriffe der Nachkommen, der Epigonen, das Merkmal des Schwächeren, Geringeren an, der Gegensatz gegen das Heldenhafte, Ehrwürdige besserer Ahnen und Vorfahren. Unleugbar sind oft Häuser, Geschlechter, Völker in der Geschichte der Menschheit durch Entartung der Nachkommen von der Höhe gesunken, auf die eine hervorragend begabte Generation sie erhoben hatte. So sind die Völker des Altertumes der Reihe nach entartet und gesunken. Wie verwandt und wohlthuend mutet uns das Bild an, das alte griechische Berichte von den Persern des Kyros entwerfen; und wie bald, als sie den Gipfel der Macht erstiegen hatten, verscherzten sie die schlichte arische Tugend der Väter und lernten medisch, d. h. üppig und weichlich, zu thun und zu leben. — Die Griechen hat nicht ihre Vorliebe für körperliche Kraftübung und erfrischende Jugendspiele, nicht das von ihnen zuerst erkannte und aller Welt vorgestellte Ideal der Kalokagathie, der in Schönheit erscheinenden Tugend, auf der Höhe der Perserkriege und des Perikleischen Alters erhalten können; ebensowenig wie wiederum Rom vor dem Gifthauche hellenistischer Leichtfertigkeit und Lüsternheit, die mit der Weisheit und Wissenschaft eindringen, alle Strenge der Katonen bewahren mochte. Horaz weiss mitten im Glanze der Augustischen Herrschaft sich und seine Zeit auf abschüssiger Bahn angelangt:

Was mindert nicht zum Schaden die arge Zeit?

Schon glich dem Ahn an Tugend der Vater nicht;

Wir, noch gesunken, lassen nach uns

Voller Gebreste den schwächern Nachwuchs! —

Selbst da, wo allgemeiner Annahme nach ein höherer Geist unmittelbar waltete, im Alten Bunde, folgten der Blütezeit der Propheten Jahrhunderte, in denen das Wort Gottes teuer ward; und, als die Zeit erfüllt war, dass Gott sein Volk heimsuchte, da sassen auf Mosis Stühle Schriftgelehrte und Pharisäer. — Giebt die Geschichte unseres Volkes nicht ähnliche Beispiele? Höret nur den gealterten Walther von der Vogelweide klagen:

Owé wie jaemerliche junge liute tuont!  
 Den é vil vrewelichen ir gemüete stuont,  
 Die kunnen niuwan sorgen: wê wie tuont si sô?  
 Swar ich zer werlde kêre, da ist nieman frô.  
 Tanzen singen, das zergât mit sorgen gar:  
 Nie kristenman gesach sô jaemerliche schar!  
 Nû merkent wie den frouwen ir gebende stât,  
 Die stolzen ritter tragent dôrpelliche wât.  
 Die wilden vogellin betrüebet unser klage:  
 Waz wunders ist dabi ob ich davon verzage!

Auch ihm hat die Folgezeit Recht gegeben. In seinen jungen Jahren hatte er noch den lichten Glanz der hohenstaufischen Herrschaft gesehen. Kaum ein Menschenalter nach dieser Klage des ergrauten Dichters flogen schon die Raben um den Kyffhäuser, war schon Deutschlands dunkelste Nacht, das Interregnum, angebrochen. — Endlich, um noch in unser Jahrhundert zu greifen: wie bald nach dem Heimgange Lessings und Herders, Schillers und Goethes war es klar, dass in der Dichtkunst und dem schönen Schrifttume die goldene Zeit des Lenzes vorüber, die einer matten Nachblüte heraufgekommen war, aus der wir — in diesem Stücke — uns noch nicht wieder erhoben haben!

Was bedeutet nun das alles für uns? Sind es böse Omina, entmutigende Vorzeichen? Sollen wir als Diadochen und Epigonen die Hände sinken lassen und, wenn nun das Haar ergraut, Lobredner unserer Jugendzeit werden mit schelem Blick auf die Gegenwart? Das sei ferne! Keinem Tage stünde das schlechter als dem heutigen, keinem Orte als diesem, von dem aus man einer frischen, fröhlichen Schar deutscher Knaben und Jünglinge ins Auge blickt. Des Menschen Geist, auch der Geist der Völker, ist keinem blinden Naturgesetze unterworfen, dass ihm Auf- und Niedergang vorgezeichnet wäre, wie dem weiten, öden Weltmeere Ebbe und Flut. Wohl sind jedem Geschlechte Schranken gesetzt, wie lange und weit es wohnen soll und streben darf. Aber innerhalb dieser Schranken ist die Bahn frei für den Wettlauf nach den höchsten Kleinoden. Was von Diadochen und Epigonen zu sagen war, hat freilich typischen, vorbildlichen Sinn für uns; es ist, wie Paulos, das auserwählte Rüstzeug, sagt, uns zur Mahnung und zur Warnung geschrieben, dass, wer da stehet, wohl zusehe, um nicht zu fallen! Jedoch das wahre Schutz- und Heilmittel liegt in der Sache selbst. Nur klar erfasst und aufgenommen in feinem, gutem Herzen die gewaltige Lehre und die erhebende Kraft der geschichtlichen Thatsachen, der warnenden wie der ermutigenden, — und es hat keine Not mit dem Schreckbilde des Epigontumes.

Was kann auch kräftiger wirken auf eine empfängliche, nachwachsende Jugend als dies hohe Vorbild ihrer Väter aus dem Jahre 1870? Zwar die ganze Geschichte der Menschheit ist reich an Vorbildern erwecklicher Art. Auch auf die fernerstehenden wollen wir nicht verzichten. In gewisser Hinsicht haben sie ihren besonderen Wert, da sie, hell schimmernd auf einem im Laufe der Jahrhunderte verdunkelten Hintergrunde, einzelne Züge menschlicher Gesinnung recht gesondert und klar ausgeprägt vor Augen stellen. Immer wird Leonidas mit seinen dreihundert Spartiaten das Urbild opfermutiger Vaterlandsliebe, Aristides der unbestochenen Gerechtigkeit, Epameinondas der strengen Wahrheitsliebe klassisches Beispiel, Mucius Scävola das Muster im Überwinden des Schmerzes bleiben. L. Junius Brutus und T. Manlius lehren wohl noch fernen Geschlechtern, das Vaterland mehr lieben als die nächsten Blutsfreunde, während das Wesen schlichter Grösse ihnen aufgeht an G. Fabricius und L. Quintius Cincinnatus, der Wert besonnener Selbstbeherrschung an Qu. Fabius Maximus.

Aber wie ganz anders wirkt doch, wie viel eindringender und lebendiger das Vorbild, das der Vater dem Sohne, der ältere dem jüngeren Bruder unmittelbar vor Augen stellt! Unablässiges Ringen nach den höchsten Gütern der Menschheit, feste Ausprägung der treuen, freien, deutschen Art, gewissenhafte Arbeit im Berufe und unbedingte Hingabe aller Kräfte an die grosse Sache des Vaterlandes, — diese Tugenden haben Preussen emporwachsen lassen zum Staunen der Völker wie ein Reis aus dürrem Erdreiche, seit den Tagen des grossen Kurfürsten durch die manchmal harte Schule des grossen Königes, der Schlesien seinem Reiche gewann, durch die Wechselfälle des Napoleonischen Zeitalters hindurch bis in diese jüngsten Tage des grossen Kaisers hin, unter dem nun Preussen die Hegemonie Deutschlands unbestritten erhielt und Deutschland der Gaben edelste und beste, seine Einigung zum mächtigen stolzen Reiche, als Morgengabe einbrachte. Noch sind die Grabhügel nicht eingesunken, unter denen die gefallenen Helden des letzten Krieges schlummern, kaum die Lorbeerzweige verdorrt, mit denen die Heimkehrenden geschmückt wurden; noch ziert so manche Brust als besonderes Wahrzeichen dieses Krieges das eiserne Kreuz: und es sollte ein Geschlecht aufwachsen können unter uns, das nicht den tiefsten, unauslöschlichen Eindruck, den kräftigsten Antrieb von den Thaten und Tugenden seiner Väter empfinde? Ich müsste den Glauben an die Menschheit, den Glauben an mein Volk verlieren, ehe ich mich davon überzeugte; und immer gälte dann meine erste und schwerste Anklage nicht der Jugend, die heranwächst, sondern uns, den überlebenden Zeugen der ruhmreichen Epoche!

Wir müssen nur nicht müde werden, immer wieder begeistert zu zeugen von dem, was wir gesehen, gehört, mit erlebt haben, und der gute Same wird sicher einen guten, fruchtbaren Boden in der nachwachsenden deutschen Jugend finden. Dies um so eher und sicherer, da sie aufwächst im Vollgenusse dessen, was das ältere Geschlecht ihr erstritten und gewonnen hat. Freilich an das Gute und Schöne, das ihn täglich umgibt, gewöhnt der Mensch, gewöhnt auch ein Volk sich nur zu bald. Wenn vor zwanzig Jahren jede Erwähnung des deutschen Kaisers und des deutschen Reiches die Herzen höher schlagen liess, das Bewusstsein gleich einer heiligen Flamme schürte, wie das lange Sehnen und Suchen, Ringen und Kämpfen der deutschen Nation in unseren Tagen und vor unseren Augen nun herrlich erfüllt war: wer findet heute noch etwas Besonderes darin, diese Worte zu hören? Indes so völlig eingelebt in die neuen Verhältnisse sind wir doch noch nicht, und auch unsere Nachbarn haben sich noch keineswegs so völlig an Deutschlands junge Grösse gewöhnt, dass nicht dem Aufmerksamen täglich die Spuren der jüngsten Vergangenheit, dass nicht uns Aelteren täglich Anlässe sich darböten, die junge Welt zu erinnern, wie alle diese Segnungen, die uns frei und froh atmen lassen, der heisserstrittene Erwerb der heroischen Generation sind, deren Ehrentag wir am 2. September begehen. Auch hier im Schulleben und gerade hier bietet sich solcher Anlass oft genug. Wir wollen ihn nicht versäumen. Wenn wir heute als das höchste Glück preisen dürfen, Deutsche mit Deutschen zu sein: vergessen wir nicht, daran zu erinnern, dass Deutschlands grösster Dichter vor hundert Jahren mit Wehmut sagte, — wenn so vieles anders wäre, als es war, dann könnte es eine Lust sein, Deutscher mit Deutschen zu sein. Neben den Dichterstimmen, die Deutschlands Einigung und Grösse in der Gegenwart feiern, bleibe auch denen im Liederschatze der Nation ihre Stelle, die einst um den Verfall des alten Reiches klagten, die vom Kaiser trauernd sangen, welcher im Bergesinnern das Morgenrot eines schöneren Tages schlummernd erwartete. Das wird den Epigonen den hohen Wert der Gabe gegenwärtig erhalten, die sie ihren Vätern verdanken, — und zugleich das Gewicht der Aufgabe, die ihnen damit zugefallen ist. Jede Gabe ist dem schlechten und rechten Empfinden auch eine sittliche Aufgabe; vor anderen Gaben ein teures Erbe der Väter, das die Söhne den

Enkeln wieder schulden. Aber der Erwerb des deutschen Volkes aus seinem letzten ruhmreichen Kriege hat diese Eigenschaft noch in besonderem Sinne und Masse. Wie sehr er uns von neidischen Nachbarn missgönnt wird, weiss jeder Mann und jedes Kind in unserer Mitte. Wir haben ihre schelen Blicke nicht zu fürchten, um so weniger, da die weise Staatskunst Wilhelms I. und seines Kanzlers auch für gute Freunde und getreue Bundesgenossen gesorgt, Wilhelms II. rastlose Bemühung diese dem Vaterlande neu gewonnen und erhalten hat. Aber ernst genug bleibt die Mahnung, uns wehrhaft und tüchtig zu erhalten, damit wir halten, was wir haben, und niemand unser Kleinod raube. Fest gegründet ist der Bau des einigen deutschen Reiches; aber er umschliesst, darin keinem der Nachbarreiche zu vergleichen, viele fast selbständige Glieder. Das deutsche Reich ist ein Bundesstaat, nicht eine eigentliche Monarchie. Wir preisen die kluge Mässigung, die den deutschen Stämmen ihr eigentümliches Leben beliess, und hoffen, dass gerade diese ganz deutsche Verfassung unserem Volke seiner geschichtlichen Entwicklung gemäss ein reicheres Dasein erhalten und fördern soll, als es streng und eng um einen einzigen Mittelpunkt gruppierte Völker und Staaten zu führen vermögen. Aber verkennen wir nicht, dass diese eigentümliche Verfassung den einzelnen Gliedern ernste Pflichten auflegt und zumeist dem führenden Staate, dem Haupte. Jahrhunderte lang war der Hader der Stämme das Hindernis deutscher Macht und Grösse. Hüten wir die gottlob hergestellte Eintracht wie unseren Augapfel, dass nie wieder ähnliche Zeiten kommen! Endlich im Inneren des einzelnen Staates und der Gesellschaft: wie hohe Aufgaben, deren Lösung nicht einem Geschlechte gelingen kann! Freilich sind sie — ist namentlich das wichtigste Werk der Versöhnung zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung, arm und reich, Unternehmern und Arbeitern — an sich kein eigentlich deutsches; gleiche Schäden durchdringen die ganze moderne Welt, und sie haben nicht einmal ihren Hauptherd unter uns. Aber dem deutschen Volke ist zuerst von seinem Kaiser Wilhelm die Aufgabe gestellt, kräftig Hand anzulegen und den Schaden zu bessern. Auch hierin hinterliess er uns die heilige Pflicht, „immer die Ersten zu sein und vorzustreben vor andern!“

So herrlich ist das Kleinod, das wir zu bewahren haben, so gross das Werk, das auszurichten wir unseren Vorfahren und Vorgängern schulden! Bleiben wir uns dessen bewusst, und es wird mit Gott uns gelingen. Denn, sehen wir mit Augen, die der genauere Blick auf unsere Lage geklärt hat, noch einmal in die Vergangenheit zurück, so ist es doch eigentlich nur ein schwarzichtiges, greisenhaftes Vorurteil, als ob Diadochen grosser Fürsten und Epigonen heroischer Geschlechter ihren Vätern zumeist nachstünden. War nicht Alexander der Sohn Philipps von Makedonien, der sein kleines Reich zur Grossmacht erhoben hatte? Folgte nicht Augustus seinem Oheim Cäsar, Karl der Grosse seinem Vater Pippin, Otto I. seinem Vater Heinrich? War nicht unser preussischer Friedrich II. Erbe hochverdienter Väter und führte die Nachkommen derer von Sieg zu Sieg, die einst dem grossen Kurfürsten mit Gut und Blut gedient hatten? Waren nicht auch Wilhelm I. und seine Getreuen Nachfolger und Nachkommen der Preussen des Jahres 1813 und 1815? Ja, die Epigonen selbst, von denen dieser vielgebrauchte und vielmissbrauchte Name her stammt, entkräften, genauer betrachtet, am besten jedes üble Vorurteil, das an ihn sich knüpfen will. Als der Völkerfürst Agamemnon, schon er nicht mehr unbefangen in dieser Hinsicht, nach dem vierten Buche der Ilias die Epigonen Diomedes und Sthenelos einen Augenblick ausruhend vom Kampfe trifft, da preist er in übertreibendem Eifer des Vaters Tydeus Thaten und ruft dem Sohne das kränkende Wort zu:

So war Tydeus einst, der Aetolier! Aber der Sohn hier  
Ist ein schlechterer Held in der Schlacht, nur ein besserer Redner.

Doch er muss sich von den Epigonen zurechtweisen lassen:

Rede nicht falsch, Atreide, da wohl du kennest die Wahrheit!

Tapferer rühmen wir uns zu sein vor unseren Vätern:

Wir, nicht sie, erstürmten die siebenthorige Thebe,

Weniger zwar hinführend des Volks vor die Mauer der Feste,

Aber durch Götterzeichen gestärkt und die Hilfe Kronions.

In diesem, wie wir sehen, eigentlich klassischen Sinne wollen wir alle, sollen vor allen heute Deutschlands Jünglinge und Knaben geloben, Epigonen der Sieger von Sedan zu sein! Zwar übertreffen, wie Diomedes den Tydeus, die Väter, das würde schwer sein, auch in der frommen Gesinnung, in dem Glauben an den Segen und die Hilfe von oben, den hier schon Homer als das beste Stück und die wahre Grundlage männlicher Tüchtigkeit hervorhebt! Aber ihrer wert zu werden in allen Stücken, hineinzuwachsen in ihr Friedenswerk wie in ihre Waffenrüstung, dazu sporne diese Volks- und Vaterlandsfeier alle aufs neue an. Solcher heilige Vorsatz halle kräftig aus ihr nach in die ernste Arbeit unseres Berufes, der uns sonst in engeren Kreisen täglich zusammenführt. Mit solchem Vorsatz im Herzen dürfen wir ehrfurchtsvoll, aber getrost unsere Augen erheben zum Kaiserthron unseres jugendkräftigen Herrschers, der uns allen in eifriger Berufstreue voranleuchtet. Mit Vorliebe bekennt er als Nachkomme und Nachfolger seiner grossen Väter sich zu deren Gedanken, Wegen und Werken. Ihr Erbe treu zu wahren, die von ihnen ausgestreute Saat zu pflegen, ihr Werk herrlich hinauszuführen, ist sein Dichten und Trachten. Seien wir bereit, ihm mit aller unserer Kraft darin zu dienen, wohin und wozu er uns ruft! — Einig geschart als treues Volk um seinen Herrscherthron, dürfen wir mit ihm aufschauen zu dem Throne der himmlischen Majestät, voll Demut, aber auch voll Zuversicht flehend und rufend: Gott schütze, Gott segne Deutschland und Preussen! Gott schütze, Gott segne König und Staat, Kaiser und Reich!

### III. Epochen und Perioden.

Festrede am 2. September 1891.

„Wir leben in einem Gemeinwesen, das uns über den Wetteifer mit der Nachbarn Gesetzen hinaushebt. Wir selbst sind eher anderen Vorbild, als dass wir andere nachahmen.“ So bezeugt Perikles in der berühmten Weiherede auf die gefallenen Krieger beim Thukydidēs seiner Vaterstadt. Wir dürfen das Wort mit stolzer Zuversicht uns aneignen; es schickt sich ganz auf Reich und Staat, auf Deutschland und Preussen, wie sie jetzt sind. Gleich dem grossen Athener ziemt es daher uns, bei allem, was öffentlich geschieht und öffentlich verlautet, zu beginnen mit dem Lobe der Vorfahren, die, seit alters den heimischen Boden bewohnend, in steter Folge von Geschlecht zu Geschlecht ihn frei ob ihrer Tugend bis heute überlieferten. Gleich ihm dürfen wir hinzufügen: Sind jene, die entfernteren Ahnen, alles Lobes wert, so noch mehr die nächsten Väter, das Geschlecht, in dessen Fusstapfen wir treten. Denn sie haben zu dem, was sie empfangen hatten, in heisser Arbeit dies grosse, mächtige Reich errungen, das sie uns zum Erbe liessen.

Vor allen Tagen des Jahres ist der heutige geeignet, uns insgesamt und besonders die deutsche Jugend zu solchen Gefühlen und solchen Gesinnungen zu erwecken. Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg war vor nun einundzwanzig Jahren in dem Kriege, den das kaiserliche Frankreich mutwillig heraufbeschworen, während des ersten Monates gefolgt. Schon drangen die deutschen Heere, soweit sie nicht die Festungen umlagerten, Metz und Strassburg besonders, die ehemals deutschen Grenzwarden, tief ins Innere des feindlichen Landes. Da krönte, alles Hoffen übersteigend, die Umsicht und Thatkraft der Feldherrn, die ausharrende Tapferkeit der Krieger der herrlichste Erfolg, der je auf einem Schlachtfelde errungen ward. Den planvollen, glänzenden Verlauf des Kampfes am 1. September konnte diesmal fast jeder einzelne Soldat in seinen Grundzügen überblicken; wenigstens bei dem Heeresteile, den ich zu begleiten die Ehre hatte. Dennoch: wer wagte noch am Abende des 1. Septembers zu hoffen, dass der Preis so hoch wäre, wie er am 2. September ausfiel, wo der königliche Feldherr den Degen aus der Hand des französischen Kaisers empfing und mit dem Kaiser dessen ganzes Heer gefangen nahm. Der Jubel, welcher den Sieger auf seinem Umritte durch die Lager seines Heeres begrüßte, fand tausendstimmigen Widerhall im Vaterlande. Er konnte durch eine längere Probezeit vorübergehend gedämpft werden, als nach dem Sturze des Kaisertumes in Frankreich der Krieg noch monatelang fort dauerte. Aber er erwachte wieder in voller Stärke, als nun das deutsche Reich neu und licht inmitten des Kriegsgetümmels erstand; er

haltt noch immer nach und wird nicht verhallen, so lange dies Reich besteht, und so lange es deutsche Geschichte giebt!

Auch in dem jungen heranwachsenden Geschlechte des deutschen Volkes, das hier so zahlreich vertreten ist, lebt, des sind wir gewiss, die Freude an den glorreichen Thaten und den gesegneten Erfolgen des Jahres 1870 ungeschwächt fort. Aber es mischt sich bei der längeren Dauer des Friedens, des wir uns seither erfreuen, leicht darein eine gewisse Eifersucht gegen die Bevorzugten, deren Lebenshöhe in einen so leuchtenden Zeitpunkt der deutschen Geschichte fiel. Wir kennen alle den Ausruf des jugendlichen Alexanders von Makedonien bei seines Vaters Siegen: Mein Vater wird mir nichts übrig lassen! Etwas davon empfindet wohl immer das Geschlecht, welches auf eine Zeit grosser Fortschritte und siegreicher Kriege folgt. Auch unserem gegenwärtigen kaiserlichen und königlichen Herrscher traute man in weiten Kreisen nicht bloss Deutschlands, sondern Europas zu, dass er, von dieser Stimmung des jugendlichen Alexanders gestachelt, nicht ruhen würde, bevor er im Schmucke des kriegerischen Lorbeers seinen Vätern an die Seite treten dürfte. Dank dem hohen Herrn und wohl uns, dass die verlockende Stimme des Ehrgeizes nach dem Vorbilde der grössten und besten seiner Ahnen in ihm ihr Gegengewicht findet an dem Bewusstsein des heiligen, hohen Berufes, der ihm vor allem zur Pflicht macht, seinem Volke den Frieden zu erhalten, so lange es die nationale Ehre irgend erlaubt.

Gerade darin giebt unser Kaiser und König uns ein erweckliches Vorbild, dass er, obwohl lebend und webend in den Erinnerungen an das grosse Kriegsjahr, obwohl alles, was die Gegenwart bringt und fordert, auf das Werk seines ehrwürdigen Grossvaters beziehend, doch die eigenen Zeichen der Zeit klar erkennt, ihre besonderen Aufgaben scharf ins Auge fasst. Nicht immer können und sollen weltbewegende, aufregende Ereignisse ein Volk in Atem halten. Nach ihnen, zwischen ihnen bedarf es Zeiten ruhiger, friedlicher Entwicklung, in denen der kräftige Anstoss ruhig auslaufen, der Sauerteig neuer Ideen und Ideale den ganzen Teig durchdringen, die Saat des Frühlings keimen, treiben, reifen kann. Epochen und Perioden, Wogenschlag und Windstille, wechseln in den Geschicken der Staaten und Reiche und bringen je besondere Gaben und Pflichten, Segen und Gefahr.

Halten wir diese Betrachtung einige Augenblicke fest, um bei der heutigen Feier bleibende Frucht für die richtige Beurteilung der gegenwärtigen Zeitlage und unser patriotisches Verhalten darin ihr abzugewinnen, so werden wir freilich vorab erst das Recht der zu grunde liegenden Ansicht vom Wesen der Geschichte zu erweisen, vielleicht auch zu verteidigen haben! Darf wirklich der menschliche Geist der unendlichen Mannigfaltigkeit, welche die Geschehnisse der Menschheit dem Auge darbieten, gewisse Gesetze vorschreiben? Das vorige Jahrhundert schuf den Begriff einer Philosophie der Geschichte. Das hohe Verdienst der neuen Wissenschaft für die Vertiefung des deutschen Geistes, vorwiegend an Herders helltönenden Namen geknüpft, ist unbestritten. Aber man gefiel sich bald darin, ihren Begriff zu überspannen. Aus apriorischen, allgemeinen Gedanken wollte man auf das schliessen, was sein müsste und kommen musste. Verschiedene Schemata, hergenommen von den Lebensaltern des einzelnen Menschen, von den Werdestufen des Gedankens im vorstellenden Geiste oder woher sonst, suchte man dem bunten Bilde der Ereignisse als Rahmen aufzudrängen oder ihren inneren Verlauf nach dem Rhythmos von Stoss, Gegenstoss und Kraftsumme zu gliedern. Die Geschichtswissenschaft selbst, je mehr sie in unserem Jahrhunderte zu eigenem Leben erstarkte, hat dieses fremde Joch abgeschüttelt. Der Hochmeister der deutschen Geschichte Leopold Ranke hat daran nicht geringen Anteil. Zu erforschen und nachzuweisen, wie das Vergangene eigentlich gewesen und zugegangen, ist ihm die nächste Pflicht des Historikers.

Teilnahme und Freude am Einzelnen an und für sich verlangt er als das Erste von seinen Berufsgenossen. „Hat man wirkliche Neigung zu dem Geschlechte dieser vielgestaltigen Geschöpfe, aus welchem wir selber sind; hat man Neigung zu der lebendigen Erscheinung des Menschen schlechthin, so wird man ohne allen Bezug auf den Fortgang der Dinge sich daran erfreuen, wie er allezeit zu leben gesucht“. Aber mit dieser Freude am Einzelnen, — die gewiss nirgend besseres Recht hat voranzustehen, als bei der Betrachtung der grossen Thaten des eigenen Volkes, — ist es ihm nicht gethan. „Es ist notwendig, dass der Historiker sein Auge für das Allgemeine offen habe. Er wird es sich nicht vorher ausdenken, wie der Philosoph; sondern während der Betrachtung des Einzelnen wird sich ihm der Gang zeigen, den die Entwicklung der Welt im allgemeinen genommen. — Denn unendlich falsch wäre es, in den Kämpfen historischer Mächte nur das Wirken brutaler Kräfte zu suchen und somit einzig das Vergehende der Erscheinung zu erfassen: kein Staat hat je bestanden ohne eine geistige Grundlage und einen geistigen Inhalt. In der Macht an sich erscheint ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eigenes Leben hat, mehr oder minder eigentümliche Bedingungen erfüllt und sich einen Wirkungskreis bildet. Das Geschäft der Historie ist die Wahrnehmung dieses Lebens!“ So liegt, wenn auch in der Ausführung oft zuweit oder daneben gegriffen wird, in der philosophischen Methode an sich etwas Wahres. Sie beruht auf dem Bedürfnisse der universalen Anschauung. Wie könnte der einmal erwachte Geist des Menschen von diesem Bedürfnisse lassen, das in seinem innersten Wesen wurzelt! Hören wir neben dem Forscher den Dichter — Friedrich Rückert, der spricht:

Das Allgemeine schwebt dem Geist beständig vor,

Nur wie ein Bild, verhüllt von des Besondern Flor.

Doch wenn der Geist einmal sich, durch den Flor zu dringen,

Gewöhnte, sieht er klar das All in allen Dingen.

Das ist die Aehnlichkeit, die Bild mit Bild verknüpft;

Fest hält die Dinge, wem der Faden nie entschlüpft.

Als die Erscheinungen Dir allererst erschienen,

Sahst Du sie regellos und kein Gesetz in ihnen.

Mit Freude wurdest Du dann ihr Gesetz gewahr!

Nun diese Freude empfinden wir am schönsten und reinsten, wenn wir durch die Unendlichkeit der menschlichen Geschichte Gesetz und Ordnung herdurchleuchten sehen. Nicht so, dass wir sie in eine unbedingte Formel fassen, dass wir eine Gruppierung als die allein richtige erweisen können; dazu ist neben der Einheit das bunte Leben, neben der Notwendigkeit die Freiheit zu geschäftig. Wie des Malers beherrschender Blick und selbst des Naturforschers kritisches Auge im krausen Gewirre der Wellen noch eine typische Ordnung entdeckt, so der sinnende Geist des Betrachters in dem Gewoge des menschlichen Strebens und Ringens. Je höher wir den Standpunkt wählen, desto weiter der Gesichtskreis; je nachdem wir einen oder den anderen Faden verfolgen, gar verschieden die Zusammenhänge. Aber doch drängt sich Einzelnes bald als unleugbar auf, das an allem anderen sein Teil hat; das sind besonders die grossen Zeitläufte in der staatlichen Gestaltung der Völker. Da kommen wir denn, noch einmal mit Ranke zu reden, der „Mär der Weltgeschichte“ — wie der Fabel des Dramas — mehr und mehr auf den Grund, entdecken jenen „Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechtes, der als der Geschichte eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist“.

Bahnbrechende Begebenheiten, Wendepunkte, Epochen nach der strengeren Bedeutung dieses Wortes — und Entwicklungen, Perioden eines ruhigeren Werdens, Wachsens

oder Schwindens lernt solche sachliche Geschichtsbetrachtung überall unterscheiden. Nirgend deutlicher tritt ihr Wechsel hervor als in der neueren Geschichte Preussens und Deutschlands, die in mannigfacher Wechselwirkung mit der allgemeinen europäischen Geschichte dennoch ihr unverkennbar eigentümliches Gepräge aufweist. Auf Schlesiens Boden spielten vor einhundertfünfzig Jahren die einschneidenden Ereignisse, des jungen Friedrichs Heldenthaten, die zunächst der preussischen Geschichte eine neue Furche ziehen, in ihr deutlich Halt und Wendepunkt — *ἐποχή* — bewirken sollten. Dass ihre epochemachende Bedeutung nicht auf Preussen beschränkt war, bezeugt uns die deutsche Nationallitteratur der nächsten Jahrzehnte um so glaubwürdiger, da sie bekanntlich durch Friedrichs königliche Gunst nicht verzogen oder bestochen war. Der preussischen Dichter im engeren Sinne des Wortes zu schweigen, sei nur an Lessing erinnert, der in Schlesien die anregenden Eindrücke für seine Minna von Barnhelm empfing, und an Goethe, der als Knabe in der freien Reichsstadt am Main erfuhr, wie durch Friedrich II. ein ganz neuer Gehalt und ein alles durchdringender Anstoss in das Leben des deutschen Volkes kam. Auf die bewegte Zeit der Kriege und Siege folgte dann fast ein halbes Jahrhundert, in dem auf allen Gebieten des öffentlichen wie des geselligen Lebens die Wellen ausliefen: in kräftigem, erfrischendem Wogenschlage anfangs, matt und matter später, während rings die Welt längst von neuen aufregenden Kräften erschüttert ward. — Die neue Epoche sollte aus einem gewaltsamen Zusammenbruche der Gebäude hervorgehen, in denen die ältere Generation sich so sicher gefühlt hatte. Das römische Reich deutscher Nation, gleich nach ihm die Monarchie Friedrichs des Grossen sanken in Trümmer. Könige und Fürsten des Rheinbundes umstanden geschäftig den rasch emporgestiegenen Herrscher der Welt, der mit Vorliebe sich als Nachfolger Karls des Grossen hinstellte. Die deutsche Nation war tief hinabgesunken in die alles bedeckende Flut. Doch es war ihr zum Heil; es riss sie nach oben! Bestimmend abermals für ein halbes Jahrhundert wirkte der Anstoss der Freiheitskriege. Aber nicht tief genug war der Einschnitt, nicht nachhaltig genug der Aufschwung, so herrlich er begann, um die nachfolgenden Geschlechter vor mancherlei Missverständnis und innerem Zwiespalte zu schützen, um Deutschland eine feste, auch nach aussen ehrfurchtheischende, widerstandsfähige Gestalt zu geben. Schmerzliche Peripetien brachten, von aussen angeregt oder aus dem Inneren aufbrechend, die Jahre 1819, 1830, 1848. Daneben geschah auch des Guten viel; mehr wohl, als über dem allgemeinen Gefühle der Enttäuschung man sich gestehen mochte. Der deutsche Zollverein, die geordnete staatliche Verfassung der Einzelstaaten, der nie ruhende Fortschritt in Preussens Wehrkraft und so mancher Erwerb des geistigen Strebens, der nicht mit kurzen Worten bezeichnet werden kann: — das sind Güter, welche diese Periode zwischen 1813 und 1864 dem Vaterlande einbrachte. Aber trotz allem dem war das Gefühl der Spannung und Zerklüftung je länger, je mehr vorwaltend. Das Vaterland bedurfte neuer lebendiger Kräfte, und die göttliche Vorsicht erweckte sie zu rechter Zeit.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, im einzelnen den Anbruch der neuen Epoche von ihren ersten Vorböten und Geburtswehen an hier vorzuführen oder auch nur anzudeuten. Was der Jugend davon zugänglich und verständlich ist, das wird ihr an anderem Orte und zu anderer Stunde mitgeteilt. Wir Aelteren haben es mit erlebt und freuen uns dankbar, dass schon jetzt von kundigster und berufenster Hand die Archive des leitenden deutschen Staates für jedermann erschlossen wurden, um über die Vorgeschichte des Jahres 1870 das helle Licht geschichtlicher Wahrheit auszubreiten. Mag jeder herzubringen, was ihm zur Hand ist, zur Ergänzung und vielleicht hie und da zur Berichtigung im einzelnen! Immer wird Heinrich von Sybels grosses Werk über die „Begründung des deutschen Reiches durch

Wilhelm I., König von Preussen“ die Grundlage der Forschung über diesen Gegenstand bleiben; ein Ehrenkmal für den, der es in frisch blühendem Greisenalter schuf, wie für Herrscher und Staatsmann, welche ihm die Benutzung der staatlichen Urkunden gestatteten, wohl wissend, dass dies hohe, heilige Werk der glücklichen Einigung Deutschlands kein heimliches Vertuschen bedarf, auch das hellste Licht der Kritik nicht zu scheuen hat. Angeregt und eingegeben ist aber der Gedanke dieses Werkes von der Überzeugung, dass das Jahr 1870 die massgebende Epoche für die Zeit ist, in der wir leben. Bei allen grossen Arbeiten der beiden letzten Jahrzehnte hat diese Überzeugung mehr oder minder bewusst, in den meisten Fällen herrschend und bestimmend mitgewirkt. Manches Widerstreben hatte man anfangs auch in solchen Kreisen zu überwinden, die zur Mitarbeit im öffentlichen Leben berufen waren. Hier stand die Anhänglichkeit an alte Überlieferungen und Lebensformen im Wege, die, an sich sonst berechtigt und geschichtlich tief gewurzelt, in Widerspruch mit dem Einheitsdrange der Nation geraten waren und darum dem siegreichen Durchbruche dieses Dranges hatten zum Opfer fallen müssen. Dort vermisste man in der neuen einheitlichen Gestaltung Deutschlands solche Merkmale, die ehemals in den schrankenlos schweifenden Träumen oder in den abstrakten Theorien vom freien einigen Deutschland als wesentlich und unentbehrlich erschienen. Andere wieder glaubten ihre höchsten, religiösen Ideale gefährdet durch den — so schien es ihnen — einseitigen Nachdruck, der im neuen deutschen Reich auf die nationalen Angelegenheiten fiel. Hat es doch selbst an solchen nicht gefehlt, die diesem schönen Nationalfeste des 2. Septembers mit Kopfschütteln und Bedenken gegenüberstanden! Gottlob sind alle diese Bedenklichen durch die unwiderstehliche Nachwirkung des grossen Kriegs- und Siegesjahres soweit überwunden, dass sie allmählich sich mit herangefunden haben zum Weiterbau auf dem damals gelegten Grunde. Niemand in deutschen Landen will mehr ein Gegner des deutschen Reiches heissen, als wem überhaupt das teuerste der Bande, der Trieb zum Vaterlande, abhanden gekommen ist. So ist es geschehen, dass bereits in einer ganzen Reihe von wichtigen Gebieten des Volksdaseins die heisserstrittene Einheit auch lebendigen Ausdruck gefunden hat. Dass früher nicht bloss nördlich und südlich des Maines, sondern hin und her in deutschen Ländern und Ländchen besondere Münzen und Masse bestanden, ist der Gegenwart wie eine Sage aus uralter Zeit; und doch haben wir jenen ungesunden Zustand noch wohl gekannt. Dass gleiche Formen und Grundsätze des Rechtes im ganzen deutschen Vaterlande gälten; wie oft ist es als frommer Wunsch ausgesprochen! Nun es, der Hauptsache nach wenigstens, erreicht worden, erscheint es wie etwas Selbstverständliches, das nie anders hat sein können. Dass das Volk in Waffen unter einem Kriegsherrn ohne Eifersucht der Stämme zu einer grossen Streitmacht sich vereinigt hat, die in der Welt ihresgleichen vergeblich sucht, wer konnte es vor einem Menschenalter auch nur ahnen!

Vieles ist erreicht; wer kann verkennen, dass ebenso vieles noch zu thun bleibt? In derselben Zeit, die des geeinten deutschen Volkes Kraftgefühl wie keine frühere hat erstarken lassen, konnte in seinem Schosse ein finstrer Geist weit um sich greifen, der nicht bloss am Bestehenden in Staat, Kirche, Gesellschaft einschneidende Kritik übt, sondern die Grundlagen selbst, auf denen unser Dasein ruht, in Frage stellt und an ihnen rüttelt. Zwar die Seuche ist nicht nur bei uns heimisch. Sie schleicht tückisch durch die ganze moderne Welt. Aber doch hat der innere Pulsschlag unseres Volkslebens sich noch nicht stark und gesund genug gezeigt, um den Krankheitstoff auszustossen oder aufzusaugen. Es muss dahin kommen, soll der Schade nicht das Mark angreifen und zum innern Siechtume führen; und es kann nicht durch äussere Mittel des Zwanges und der Zäumung dahin kommen, sondern nur durch Erfrischung und Erstarkung der Volksseele aus den alten, bewährten Quellen der Gottesfurcht und des Glaubens

der christlichen Bruderliebe und der deutschen Redlichkeit. — Gerade in der Zeit, wo Deutschland auf den Gipfel seiner Macht und Grösse gelangt ist, vernimmt man laut und lauter die Klage, dass die alte deutsche Biederkeit abnehme, dass Genusssucht und Lüsterheit alle Stände mehr und mehr ergreifen und auch in der Jugend schon die Begeisterung für das Ideale und Edle ertönen, die ihr eigenster Schmuck und ihre glücklichste Mitgabe in den Kampf des Lebens bildet. Vielleicht darf man einwenden, dass auch dies nichts Neues und Besonderes in unserem Zeitalter sei, und dass allezeit der Geist wider das Fleisch und dieses wider jenen in nie ausgetragener Fehde zu Felde liege. Aber doch soll der Mensch, soll auch ein Volk mit seinen höheren Zwecken wachsen; und die Zeitalter waren allemal die verhängnisvollsten in der Geschichte der Völker, wo äussere Erfolge nicht mit innerer Erhebung und Veredelung Hand in Hand gingen. Dringender als an irgend einem Punkte der Vergangenheit ist es gerade jetzt nötig, dass unser junger Nachwuchs den oberen Weg suche und finde, den schon Platon als solchen empfiehlt, sich aufschwinde nach dem Sinne unseres Schiller aus der Welt des täuschenden Sinnenglückes in des Ideales Reich. — Dann würde auch sich finden, wonach die Besten der Nation sehnd ausschauen, jenes grosse und edle geistige Gepräge, sagen wir: der Perikleische Zug, den man nach solchem Aufschwunge des staatlichen Lebens — geschichtlicher Analogie zufolge — von unserer Periode erwarten dürfte, jene Pflege der Kunst in edler Einfachheit und der Wissenschaft ohne Weichlichkeit. Mancher gute Ansatz dazu ist vorhanden; und doch vermisst man noch das Beste: die Zusammenfassung zu einem grossen Stile, zu einer grossen Gesamtansicht des Lebens, in der unsere Zeit der Nachwelt ihr eigenstes Abbild hinterliesse.

So gross ist die Aufgabe der Zeit, in der wir leben; so ernst — und ernster, als es hier in flüchtiger Skizze gezeichnet werden kann, das Werk, wofür die heutige Jugend Deutschlands sich bereiten soll. Darum, nach des alten Weisen Wort, sprich nicht: „Was ists, dass die vorigen Tage besser waren als diese? Denn Du fragst solches nicht weislich“. Nach dem besonderen Berufe gerade dieser Zeit frage! „Die Götter brauchen manchen guten Mann zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde. Sie haben noch auf Dich gezählt!“ Das gilt auch uns! Vielleicht hat noch nie eines Reiches „bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft“, wie Luther sagt, mehr und dringender als heute in Deutschland „daran gelegen, dass es viel feiner, gelehrter, ehrbarer, wohlzogener Bürger habe, die alle Schätze und alles Gut können sammeln, halten und recht brauchen!“ Kann und soll das nicht wiederum geschehen im stürmischen, kriegerischen Anlaufe, so doch in der wachsamem Treue, die mit dem anvertrauten Gute gewissenhaft schaltet, eingedenk, dass niemand weiss, wann der Herr kömmt und Rechenschaft fordert. Nicht die leichteste Probe des frommen Sinnes, aber seine köstlichste Bewährung ist es nach des grossen Meisters bekanntem Gleichnisse, Wort und Lehre bewahren in einem feinen, guten Herzen und Frucht bringen in ausharrender Geduld!

Wenn wir so in unentwegter Treue der heiligen Flamme warten, dann werden wir am besten auch für den Tag sorgen, wo etwa wieder mit Windes Brausen ein neuer Tag der Geschichte beginnt. „Jeden Augenblick“, sagt Ranke, „kann wieder etwas Neues beginnen, das nur auf die erste und gemeinschaftliche Quelle alles menschlichen Thuns und Lassens zurückzuführen ist. — Aber dabei waltet doch auch ein tiefer inniger Zusammenhang ob. Der Freiheit zur Seite besteht die Notwendigkeit. Sie liegt in dem bereits Gebildeten, nicht wieder Umzustossenden, welches die Grundlage aller neu emporkommenden Thätigkeit ist. Das Gewordene begründet den Zusammenhang mit dem Werdenden“. Dieses Erbe der jüngsten grossen Epoche für künftige Epochen der deutschen Geschichte zu erhalten, zu entwickeln, das ist unserer Periode gewiss hoher und schöner Beruf. Auf! — fassen wir es denn immer klar

ins Auge und tief ins Herz! Es heisst: Kaiser und Reich! Kaiser und Reich, das ist das Alpha und Omega der deutschen Geschichte in diesem nun zur Rüst eilenden Jahrhunderte, dem Säkulum Wilhelms I. Als Knabe sah er den deutschen Gedanken, der in diesen Worten sich ausspricht, entstehen, als Jüngling und Mann ihn durch manche Windungen und Wendungen sich entfalten. Als Greis durfte er ihn selbst unter Gottes Segen herrlich zu Stand und Wesen bringen. In den ersten Zehnten des Jahrhunderts herrschte eine Philosophie, von Schelling und Hegel angeregt, die alles Geschehnde auch in der grossen Welt vor sich gehen liess, wie im menschlichen Mikrokosmos Begriff und Gedanke sich zu gestalten pflegen. Dunkel erfasst vom ahnenden Sinne, scheint der Gedanke zunächst in Gegensätze und Widersprüche zu zerfallen, sobald man ihn prüfend ans helle Licht zieht, um endlich, wenn er die Probe besteht, reiner und tiefer ergründet, diese Widersprüche in sich aufzulösen und zu versöhnen. Die Geschichte des deutschen Volkes im XIX. Jahrhunderte giebt dieser Theorie nicht Unrecht. Kein Wunder: sie ist die Entwicklung des nationalen Gedankens. Es ist fast zu sehr vergessen, wie das eigentlich Treibende in der Begeisterung der Freiheitskriege die ausgesprochene Sehnsucht nach Deutschlands Einigung unter dem Zepter eines mächtigen Kaisers war. Vor dem Stuhle Karls des Grossen in Aachen sang Max von Schenkendorf:

Ach, die Sehnsucht wird so laut:  
Wollt ihr keinen Kaiser küren?  
Kommt kein Ritter heimzuführen  
Deutschland, die verlassne Braut?

Einen hat sich Gott ersehnt,  
Dem das Erbteil zugefallen,  
Der ein Stern wird sein vor allen;  
Und, was Gott will, mag geschehn!

Freilich war das damals noch ein süsser Traum, der Gedanke noch nicht reif, um in die Wirklichkeit des Lebens einzutreten. Durch manches läuternde Feuer noch bewährt, aber nie ertötet, kam er erst spät im Jahre 1870 und 1871 zur vollen Geltung. Da fand Kaiser Karl für uns Deutsche seinen würdigen Nachfolger in Wilhelm I. Seitdem wissen wir, an wen wir uns zu halten, um wen wir uns zu scharen haben: an dieses Stuhles würdigen Erben, den starken Hort des deutschen Reiches! Nun gilt des Dichters Wort voll und ganz:

Auch unserm Volke ward sein Grund  
Zum Bau des Reiches Gottes kund;  
Da soll sein Tempel stehen.  
Aus tiefem Grund, von unten aus  
Soll sich das ewge Gotteshaus  
Erheben zu den Höhen!

Das ist das deutsche Vaterland!  
Da, deutsche Jugend, sei Dein Stand,  
Da führe Du Dein Leben!  
Da darfst Du stehn, ein grüner Baum,  
Darfst träumen manchen selgen Traum  
Und nach dem Himmel streben. —

So sei es! Gott walt' es!



im Auge und die die Welt: Kaiser und Kaiser, Kaiser und Kaiser, das ist das  
 Alpha und Omega der deutschen Geschichte in diesem zum erst rühmlichen Jahrhundert.  
 dem Salomon Weisheit I. Als Kaiser sah er den deutschen Gedanken, der in diesem Werten  
 ein entspricht, entsteht, sie thugung und dann im durch mancher Wörungen und Wörungen  
 ein entsteht. Als dies hatte er im selber unter Gottes Segen heilig zu Stand und  
 Weisheit bringen. In dem ersten Namen der Jahrhunderte betriebe eine Philosophie, von  
 Schelling und Hegel abwärts die neue Geschichte nach in der großen Welt vor sich gehen  
 hier, wie im menschlichen Mikrokosmos Mensch und Gedanke sich zu gestalten pflegen.  
 Dunkel erlöst vom ätherischen Sinn, regnet der Gedanke nieder in Genesnisse und Wieder-  
 sprüche zu verfallen, sobald man ihn perleant aus hellen Licht nicht, im endlich, wenn er die  
 Probe bestet, ernt und nicht ergründet, diese Widersprüche in sich auflösen und zu ver-  
 stehen. Die Geschichte des deutschen Volkes im XIX. Jahrhunderte zeigt dieser Theorie  
 nicht Unrecht. Kein Wunder: sie ist die Reinschönung des nationalen Gedankens. Es ist  
 fast zu sehr vorzusehen, wie das eigentlich Deutsche in der Reinschönung der Frühdeutschen  
 die angestrebte Schönheit nach Deutschland bringt unter dem Namen eines nachher  
 Kaiser war. Vor dem Stille hat die Krone in Lachen sang, hat von Schönheit:

Ach, die Schönheit wird so laut,  
 Wollt ihr keinen Kaiser können,  
 Kommt kein Kaiser herzuhalten  
 Deutschland, die verleihe dem!

Einem hat sich Gott erwehnt,  
 Dem das Licht zugewandt,  
 Der ein Stern wird sein vor allen;  
 Und was Gott will, man geschied!

Freilich war das damals noch ein starker Traum der Gefahr: noch nicht soll im in die  
 Wirklichkeit der Lebens einzutreten. Durch manches hinterste Feuer noch bewahrt, aber  
 nie erfüllt, kam er erst spät im Jahre 1870 und 1871 zur vollen Geltung. Da lud  
 Kaiser Karl für uns Deutsche schon währigen Nachfolger in Wilhelm I. Selbst wissen  
 wir, an was wir uns zu halten, um was wir uns zu scheren haben; an dieses Stills  
 wichtigen Erben, den starken Hort des deutschen Reiches. Nur mit des Dichters Wort  
 voll und ganz:  
 Auch mancher Völk's ward sein Grund  
 In dem Haue des höchsten Gottes Land;  
 Da hat die deutsche Jugend, sei Dein Staat,  
 Da führt die Dein Lande, und die  
 Aus tiefem Grund, von unten aus, er  
 Soll sich der ewige Gotteshaus,  
 Erleben zu den Höhen! Er soll  
 So sei es! Gott wolle es!  
 Erleben zu den Höhen! Er soll  
 So sei es! Gott wolle es!

© The Tiffen Company, 2007

# TIFFEN® Gray Scale



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

